

Aus dem Ehelmer Lande



Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Kreise Groß Strehlitz O.-S. und des Ehelmebergvereins mit dem Sitz in Teschnitz.

Monatsbeilage zur Groß Strehlitzer Zeitung.

Einzelnummern „Aus dem Ehelmer Lande“ kosten 10 Pfg. und sind durch den Verlag Georg Hübner in Groß Strehlitz zu beziehen.

Inhalt.

1. Zur Aufteilung von Kalinowiz. — 2. Heimaterkundung. — 3. Ein seltsamer Nachtvogel. — 4. Ein „duftender“ Sporenträger. — 5. Das Erntefest in Zarischau. — 6. Aus der Arbeitsgemeinschaft.

Zur Aufteilung von Kalinowiz.

Von Freiherr von Zedlitz.

Stand ein Haus seit langen Zeiten,
Schließt mit traulich steilem Dach.
Freuden sind darin und Leiden
Früherer Geschlechter wach.

Hohe alte Kronen wiegen
Ueber grasverwachsenem Stein.
Die in ihrem Schatten liegen,
Pflanzen sie mit Liebe ein.

Grünten Jahr für Jahr die Saaten,
Brachten harter Arbeit Dank.
Mancher Wagen, schwer beladen,
Fuhr den weiten Hof entlang.

Menschen lebten hier ihr Leben,
Trugen ihres Landes Leid
Und empfanden froh den Segen
Schaffensreicher Friedenszeit.

Und zur Kette so sich reihten
Die Geschlechter Glied an Glied,
Die von längst vergangenen Zeiten
Sich bis in das heute zieht.

Doch die Kette ist zerrissen
Von des Schicksals hartem Schlag,
Und es zittert weh das Wissen
Drum in allen Wipfeln nach.

Manche Stätte lieb gewonnen,
Zeigt mir heut ein fremd Gesicht.
Stunden, Tage gehn und kommen,
Und sind doch die alten nicht.

Heimat endet heut ihr Leben,
Die so vielen Leben gab,
Und nimmt der Geschlechter Streben
Mit sich in das stille Grab.

Heimaterkundung.

Von Ernst Müde.

Hochsommertag! Die Lerche trillert das Erntelied. Die Morgensonne flutet mit goldigem Schein durchs Fenster. Wird's heute schön bleiben? Wer weiß! Heurige Sommertage verregnen so leicht. Unsere heutige Unternehmung soll ein Erkundungsgang durchs Heimatgelände sein. Ob wir dabei auf unsere Rechnung kommen werden? Sind es nicht immer dieselben Bilder in der Enge der Heimat ringsum? — Nicht immer. Wer die Natur zum Freunde hat, findet auch noch im engen Gesichtskreise der Umwelt manches, was der Alltag nicht sieht.

Der Oder zu lenken wir unsere Schritte. Auf dem leichten Sandboden zwischen Inrowa und Roswadze trägt sich der Roggen von 1927 reichlich gut. Der mühsame Sandbauer dankt es den Niederschlägen in diesem Jahre. Wir befinden uns im weiten Urstromtale der Oder. Der Sand unter der Ackertrume ist Wasserabsatz, bunt geschichtet und gebändert. Auf den Dünenstreifen, die das Urstromgebiet durchziehen, hat der Wind aus ausgestrotenen Flukarmen einfarbigen Feinsand angeweht. Die kahlste aller Oberlanddünen liegt am Dorfeingange von Roswadze. Ob dort, auf hochwasserfreier Stelle, nicht schon vor Jahrtausenden Menschen gehaust haben mögen? Bei Chorulla, Oberwitz und Krempa haben die Nachforschungen nach vorgeschichtlichen Siedelungen zu überraschenden Erfolgen geführt. Wir begeben uns auf den kahlstelligen Dünenrücken und suchen. Unsere Vermutung bestätigt sich. Im losen Sande finden wir einige kleine, unscheinbare Feuersteine. Auch Urnenscherben liegen in kleinen Bruchstücken herum. Die Feuersteinsplitter, so kann man wohl die kleinen Dingerchen nennen, werden mit der Lupe untersucht. Es sind von Menschenhand geschickt bearbeitete Stücke, Feuersteingeräte aus der jüngeren Steinzeit, was ein brandverzierter Scherben noch besonders nachweist. Die oberschlesische Vorgeschichtsforschung erfährt durch unsere Entdeckung eine neue Bereicherung.

Hinter Roswadze beginnt die eigentliche Oberlandschaft. Alte Uferländer und Anschwemmungen zeigen sich in ange schnittenen Rieswänden neben der Chaussee zwischen Roswadze und Deschowiz. In der sich dahinter auftuenden Niederung wechseln vertorfte Wiesen mit lehmsetzten Schwerböden ab. Wo die Roswadzer Dominialwiesen beginnen, findet sich noch eine offene Torfstelle vor. Früher blühte hier der Torfstichbetrieb in großem Ausmaße. Mit Torf wurde ein schwunghafter Handel getrieben, als man

Den Wert der benachbarten Steinkohle noch nicht erkannt hatte. Es ist noch garnicht lange her, daß die Herrschaft Torf an ihre Arbeitsleute für den Hausbrand verteilte. Noch lagern ungeheure Torfvorräte von mehr als 5 m Mächtigkeit unter den Roswadzer Wießen. Nach Jahrtausenden wird Steinkohle daraus. Die Infohlungsvorgänge, die sich seit Jahrmillionen nach den Gesetzen der chemischen Umwandlung vollziehen, schreiten noch heute unaufhaltsam weiter. Nur merkt der kurzlebige Mensch nicht viel davon. Im Heimatmuseum Groß Strehlitz gelangt die Infohlung organischer Stoffe in der heimatischen Umgegend zur anschaulichen Darstellung durch Naturproben.

In der Oder wälzen sich gelbtrübe Fluten. Die letzten Regengüsse haben Nachswasser gebracht. Allen Hochwässern trotzt das altertümliche Fährhäuschen am Oderübergange bei Roswadze. Wir schütteln verwundert den Kopf. Diese armselige Hütte am niedrigen Strande mühte doch schon längst einer Hochwasserflut zum Opfer gefallen sein. Hinter ihrem Giebel tanzen die Wassergeister im Abendnebel. Hier fände eines Künstlers Pinsel dankbaren Stoff für stimmungsvolle Heimatmalerei.

Vom nahen Nadelwehr tönt dumpfes Brausen an unser Ohr. Dampfer und Frachtschiffe passieren die Schleuse von Krempe. Wir getrauen uns, das Wehr zu überschreiten. Die durch das Holzgestänge stürzenden Wasserhüllen berühren fast unsere Fußspitzen. Doch der lustige Steg von Eisenplatten trägt uns sicher über den schäumenden und tosenden Abgrund.

Die Stromschiffahrt ist im vollen Gange. Unaufhörlich öffnen und schließen sich die Schleusentore. Mit durchschnittlich 270 000 Ztr. Umschlagskohlen werden zur Zeit im Coseler Hafen täglich 36 und mehr Fahrzeuge talwärts befrachtet. Ein schwarzer Schlepper hält im Schleusenanal. Der Dampfer ist in Kottwitz bei Breslau beheimatet und heißt „Neptun“. Sein Eigentümer ist der Kapitän, der am Steuer steht. Er nimmt uns mit. Der Oberschiffer muß auf dem Posten sein. Denn die Fahrerinne ist schmal und windet sich. Wie leicht kann er auf Grund geraten. Von früh 4 Uhr bis abends 8 Uhr währt die Fahrzeit und der verantwortungsvolle Schiffsdienst.

Wir freuen uns der Fahrt an Oberwitz, Krappitz und Ottmuth vorüber. Aus jedem dieser Orte winkt uns ein altes Schloß. Die malerischen Häuserreihen auf den von der Oder durchbrochenen Kalksteinhügeln zu beiden Seiten des Stromes, dazu noch 2 stattliche Brücken und die Hohenplockmündung vereinigen sich hier zu einem selten schönen Heimatbilde Oberschlesiens. Der Annaberg schaut grüßend herüber. Der Heimatberg reicht hier mit seinem westlichen Ausläufer dem Heimatstrom die Bruderhand.

In Rogau verlassen wir den Schleppdampfer und wandern heimwärts, teils zu Fuß, teils die Eisenbahn benutzend. Der Heimat danken wir es, daß sie uns ihr liebes Antlitz im Hochsommerkleide mit so schlichten und doch so feiselsnden Ergebnissen und Erlebnissen schauen ließ.

Ein seltsamer Nachtvogel.

Von Georg Nowollitz, Sucho-Danitz.

Ende Mai vorigen Jahres war es, als zwei Jungen mich in der Schule mit der Mitteilung überraschten, auf einer Waldblöße an der Bahnstrecke bei Varischka wären zwei ganz seltsame Vögel, etwa von Turteltaubengröße, die durch ihr ganz absonderliches Gebahren der Kinder volle Aufmerksamkeit erregt hätten. Man sähe den Vogel erst dann, wenn er wenige Schritte vom Menschen entfernt ganz plötzlich unter wunderbaren Flugapriolen auflöge,

und sein Flug wäre überhaupt so lautlos und gespenstisch, daß es ihnen ganz unheimlich zu Mute wurde. Er flöge auch nicht weit, sondern käme bald wieder auf den Erdboden zurück; man sähe aber nie, wo er dann gerade säße. Die Knaben erzählten weiter: Als sie genau aufpaktten, wo er sich niederließ, merkten sie sich die Stelle und kamen langsam näher. „Ob er das wohl sein mag?“ sagte der eine und wies auf ein astähnliches Gebilde. „Das ist doch ein Stück verfaultes Holz“, lachte der andere. Aber dann staunten sie beide, denn das „verfaulte Holz“ — flog auf. Ein zweiter Vogel folgte. Jetzt erregten die beiden Vögel erst recht der Knaben Interesse, und sie wollten das Nest suchen. Sie folgerten ganz richtig, daß es am Boden sein müsse und suchten, suchten stundenlang. Vergebens!

Am nächsten Tage trieben sie die Rüge wie gewöhnlich wieder auf diesen Waldschlag und entdeckten endlich am moosigen Erdboden zwei schmutzigweiße, bräunlich marmorierte schwach glänzende Eier, etwas kleiner wie Taubeneier. Und das Nest? Ja, ein Nest war nicht zu sehen. Einfach auf den weichen, trockenen Waldboden waren die Eier gelegt worden; und die verständigen Knaben ließen das „Nest“ in Ruhe. Am Tage darauf lagen die Eier aber an einer ganz anderen Stelle. Der Vogel hatte sie sicherheitshalber verschleppt. — Soweit der Bericht der beiden ganz aufgeregten kleinen Beobachter über ihre seltsamen Erlebnisse. „Was mögen das nun für Vögel sein, Herr Lehrer? Jetzt haben sie auch schon Junge, aber auch diese müssen wir immer wieder von neuem suchen“. „Nun, ein Nachtvogel ist es bestimmt“, sagte ich, und freudig vernahmen die beiden kleinen Naturforscher, daß ich selbst heute nachmittag nachschauen komme.

„Dort sitzt er, Herr Lehrer!“ „Wo denn?“ „Da, gerade aus!“ Es war wirklich schwer, den Vogel zu entdecken, trotz meiner durch jahrelange Beobachtungen in der Natur geschulten Augen. Man sah überall nur Baumstümpfe und Aststücke. Eines von diesen „Aststücken“ war der seltsame Nachtvogel. Er flog auf, und wie ich ganz richtig vermutet hatte, war es eine Nachtschwalbe (*Caprimulgus europaeus*), im Volksmunde: Ziegenmelker, Tagikläser, Nachtwanderer, Hexe, Ziegen-, Kuh- und Milchsauger genannt. Ich erzählte den aufhorchenden Jüngens einiges über die Absonderlichkeiten dieses Vogels: Die Nachtschwalbe ist ein ausgesprochener Nachtvogel. Er lebt zerstreut in ganz Mitteleuropa und ist in einigen Gegenden ziemlich spärlich vertreten. Auf dem Vogelzuge kommt er im Mai und September auch ab und zu in die Obstgärten und sucht tagsüber jedes Jahr immer das gleiche Ruheplätzchen auf, wo er sich am besten geschützt weiß. Sobald die Dämmerung eintritt, wird die Nachtschwalbe rege und fliegt eilig und lautlos am Waldrande auf und ab. Ganz geisterhaft klingt dann ihr „Drrrrr — irrrrrr“ durch die laue Sommernacht. Sie ist unser nützlichster Waldbvogel, da sie hauptsächlich die fortschädlichen Nachtschmetterlinge vertilgt und verdient darum die größtmögliche Schonung. Ab und zu frißt sie auch Käfer und Heuschrecken. Sie begleitet den einsamen Wanderer im nächtlichen Forste weite Strecken lang, sicherlich darum, weil durch den dahinschreitenden Menschen allerlei Insekten aufgeschreckt werden, welche dem allezeit gefräßigen Ziegenmelker stets eine willkommene Beute bieten. Diese Vögel sind auch sehr neugierig und umfliegen häufig die nächtlichen Lagerfeuer, die die Hirten in vielen Gegenden unterhalten. Hier mag auch der Aberglaube seinen Ursprung haben, der dem seltsamen Vogel mit dem Schwalbengesicht und den Eulenschwingen den Namen Kuh- und Ziegenmelker gegeben hat. Es ist natürlich purer Unsinn, daß der Vogel sich mit seinem außerordentlich weiten Nachen an das Futter des weidenden Viehes anfaugt, um es der Milch zu berauben. Er wird selbstverständlich hauptsächlich Viehherden umfliegen, da hier naturgemäß reiche Beute an größeren Insekten zu erwarten ist. Viel mag zu

diesem Aberglauben auch der Umstand beigetragen haben, daß der Ziegenmelker schließlich auch mal gelegentlich unter dem Leib einer Kuh auf der Jagd nach einem Insekt durchfliegt und so diesen uralten Aberglauben noch bestärkt.

Inzwischen waren wir an der Stelle angelangt, wo die beiden jungen Nachtschwalben ihr Lager hatten; sie waren aber schon wieder weg. „Jeden Tag sind sie an einem anderen Ort“ sagten die Knaben. Trotzdem wir sie in der Nähe wußten, fanden wir sie aber nicht so bald; sie lagen wenige Meter von ihrem früheren Plätzchen entfernt. Die jungen Vögel hatten eine ganz wunderbare Schutzfärbung. Sie drückten sich eng an den graubraunen Waldboden, und man hätte sie einfach zertreten können, wenn man sie nicht mit gespanntester Aufmerksamkeit gesucht hätte. Sie sperrten ihre Rachen so weit auf, daß sie ganz gut hätten eine Maus verschlingen können.

Dieser eigentümliche, zu Unrecht so oft angefeindete Nachtvogel, dem der Volksmund so viele Beinamen gegeben hat, kann aber nicht genug geschützt werden. Darum greift in erster Linie die Natur selbst schützend ein und gibt dem Vogel außer seiner Erdfärbung noch dazu ein eigenartiges groteskes Aussehen, um dem Forstmann diesen äußerst wichtigen Waldbüter auch für alle Zeiten zu erhalten.

Ein „duftender“ Sporenträger.

Von Georg Nowollit, Sucho-Daniek.

„Huuuh — hier stinkt's aber, Herr Lehrer! Hier muß irgendwo ein krepierendes Tier liegen! O, ist das aber ein Gestank!“ — So und ähnlich scholl es von allen Seiten aus meiner Kinderchar, als wir quer in einen modrig-schattigen Wald einbogen. Alles griff an die Nasenlöcher,



schob in die Luft und spie aus. Es stank aber wahrhaftig ganz gräßlich. Ich wußte sofort die Ursache, denn ich kannte den typisch asigen Geruch. „Paßt auf, Kinder! Bald werden wir den duftwellenendenden „Verbrecher“

finden!“ Alles schaute gespannt umher. Unter Gebüsch, hinter einem Grabenstück fanden wir bald den „Sender“. Es war die bekannte, zur Familie der Bauchpilze gehörende Stink- und Gichtmorchel (*Phallus impudicus*). Der Volksmund nennt diesen Stinkpilz, da er auch in Gärten und vor allem auf Friedhöfen wächst, bezeichnenderweise „Leichenfinger“. Den weißen zellig-porösen, innen hohlen Stiel des Pilzes verglich ein Junge sehr treffend mit einem Gas-Glühstrumpf, auf dem ein spitzes Hütchen saß. Das nekartige Gitter des Hutes war mit einem grünen, klebrigen sporenhaltigen Schleim angefüllt, der langsam tropfweise herunterfiel. Dieses zerfließende Hymenium verbreitete einen solch starken as-ähnlichen Geruch, daß aus weiter Ferne allerlei aasliebende Insekten herbeigelockt wurden. Sie berauschten sich an dem widerlichen Saft und trugen damit zur Verbreitung der Pilzsporen bei. „Ach, und hier liegt ein Ei!“ rief ein Mädchen. Es war die eiförmige Vorentwicklungstufe unserer interessanten Pilzgestalt. Auch dafür hat der Volksmund eine treffende Bezeichnung. Er spricht von „Teufels- und Hexeneiern“. Alte Zauberweiber verwendeten diese „Eier“ zur Bereitung von Liebestränken, und Wunderdoktoren heilten damit suggestiver Weise die Gicht. Daher der Name „Gichtmorchel“. Das „Hexenei“, welches wir fanden, glich einem Hühnerei und fühlte sich weich-elastisch an. Wir untersuchten es, indem wir es öffneten und fanden unter der Haut eine dicke gallertartige Masse mit einem grünlichen Kern. Ich erzählte den aufhorchenden Kindern, daß die Haut des „Eies“ im Reifezustande mit einem schwachen Geräusch plakt und sich überraschend schnell unser Pilz daraus entwickelt. „Wenn wir hier länger sitzen könnten, würden wir diesen Vorgang gut beobachten können“, sagte ich. „Da aber die Zeit drängt, will ich euch dafür eine kleine spaßige Geschichte erzählen. Also: In dem Vereinszimmer eines Gasthauses zechte und sang eine lustige Studentengesellschaft. Doch bald fiel ein Tropfen Wermut in diese Fröhlichkeit, als der Wirt den lustigen Leuten leider erklären mußte, daß sie das Zimmer für einen tagenden Gesangsverein zu räumen hätten. Einer der lustigsten Studenten, namens „Spund“ verlor aber nicht seinen Humor. „Wetten“, rief er, „daß wir alle miteinander heute noch ein paar Stunden in diesem Zimmer verleben werden!“ — Und als die Studenten den ihnen lieb gewordenen Raum verlassen mußten, verschwand „Spund“ ungesehen im Wirtshausgarten. Nach einer Weile kehrte er in das Zimmer zurück und versteckte etwas unter dem Schrank, auf dem Ofen und in der Hängelampe. — Nach und nach betraten vor den räumenden Studenten die würdigen Gesangsvereiner das Zimmer, während sich die Studenten in eine Gartenlaube zurückzogen, von wo sie das Zimmer gut beobachten konnten. Eine gute Stunde verging. — Dann wurden sämtliche Fenster des Vereinszimmers aufgerissen und ein für die Studenten recht ergötzlicher Lärm drang aus den Gasträumen. Fluchtartig verließen die Gesangsbrüder das Vereinszimmer. — Fassungslos, mit zugehaltener Nase, stand der Wirt allein auf der Schwelle des Gastzimmers, und brüllend ertönte aus dem Garten das Gelächter der außer Rand und Band geratenen Studenten. Sie kamen angestürmt, allen voran „Spund“, und nahmen das von einem penetranten Gestank erfüllte, verlassene Zimmer wieder in Besitz, natürlich mit Zustimmung des Wirtes, der sich diesen rätselhaften Vorgang nicht erklären konnte. Da holte „Spund“ etwas aus den bereits erwähnten Verstecken hervor und „Hurra!“ ertönte es von den Lippen der vor Freude ganz tollen Gesellen. Was hielt er in den Händen?“ — „Hexeneier!“ jubelten die Kinder. „Ja, diese waren es, zwei davon waren bereits in vollem „Duft“ aufgeplakt. Und dann wanderten die „Stinkbomber“ in die Abfallgrube. Der rasch versöhnte Wirt schüttelte sich ob dieses ganz tollen Einfalles der lustigen Zecher vor Lachen und brachte Bier, viel Bier.“ — — —

Nach und nach legte sich der Jubel der Kinder, und noch ca. 50 m vom Standort der Stinkmorchel entfernt spürten wir den widerlichen Geruch.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß der erwähnte Pilz durchaus nicht etwa giftig ist. Im Gegenteil! Der berühmte Pilzforscher Michael erzählt: „Im Jahre 1896 fand ich bei einer Pilzausstellung in Chemnitz in der dortigen Markthalle die noch geschlossenen Fruchtkörper als „Morcheltrüffel“ zum Verkaufe vor. Das Urteil über den Geschmack der gebratenen Pilze war sehr verschieden; jedoch wurde festgestellt, daß sie in keinem Falle giftig wirkten“.

Guten Appetit! Ich jedenfalls würde mich für den „Genuß“ dieses Schwammes recht schön bedanken.

Das Erntefest in Jarischau.

Nach den Schilderungen in den Provinzialblättern v. J. 1865.

In den anmutigen Parkanlagen des nahen Waldes befand sich ein runder Platz mit einem Baume in der Mitte und kleineren Bäumen und Ziersträuchern am Rande. Hier spielte sich alljährlich die Feier des Erntefestes mit Tanzvergnügen und allerlei Belustigungen ab. Zur Ausschmückung des Festplatzes dienten Blumengewinde, welche von den kleinen Bäumen in der Runde herum nach dem großen, in der Mitte stehenden gezogen wurden und den festlichen Raum in einem förmlichen Blütentempel verwandelten. Die Mädchen verfertigten eine Erntekrone aus Ähren allerlei Getreidesorten. Außer den Getreideähren wurden noch verschiedene Blumen, Äpfel, Mandeln, Rosinen, Bonbons u. dgl., mit Flittergold belegt, hineingebracht.

Diese Krone überbrachte auf einer weißen, flachen Schüssel eine Abordnung nett gekleideter und mit Blumenkränzen in den Haaren geschmückter jungen Mädchen unter Begleitung aller übrigen Arbeiter auf das Schloß und überreichte diese der Herrschaft, wobei ein Mädchen einen polnischen, eine Mannsperson einen deutschen Segenswunsch her sagte. Während des Zuges auf das Schloß trugen die männlichen Arbeiter ihre mit Blumen umwundenen Sensen, die weiblichen ebenso umwundene Rechen und sangen in feierlicher Stimmung das Te Deum oder einen polnischen Choral: Kto się w opiekę (Wer sich in Gottes Schutz begibt). Diejenigen Mädchen welche die Krone angefertigt und überreicht hatten, erhielten von der Herrschaft ein recht ansehnliches Geldgeschenk. Hier auf wurden noch einige geeignete Volkslieder gesungen, von der Musik, die nicht fehlen durfte, einige Tanzstücke gespielt, und dann begab sich der Festzug auf den Tanzplatz im Walde.

Den munteren Arbeitern folgte die Herrschaft mit den Gästen. Zum ersten Tanze, meist eine Polonaise, wurde die „gnädige Frau“ von dem Großknechte, der „gnädige Herr“ von der Großmagd engagiert. Zur Seite des Tanzplatzes war ein von der Rinde befreiter, glatter Baum in die Erde fest eingeseht, auf dessen oberen Ende eine neue Sense, ein neuer Rechen, ein neuer Dreschflegel und eine neue Heu- oder Düngergabel angebracht waren. Wer nun von den Arbeitern zuerst den Gipfel erkletterte, dem fiel der erste Preis, nämlich die Sense, dem Zweiten die Heugabel, dem Dritten der Dreschflegel und dem Vierten der Rechen zu. Spiele, wie Sacklaufen, Hochspringen, Wurfschnappen, Topfchlagen u. dgl. dienten zur Belustigung

der Beteiligten. An die Sieger verteilten die Herrschaften und ihre Gäste verschiedene Preise: Tücher, Schürzen, Bänder, Pfeifen, Zigarren, Tabak usw. Den zahlreich erschienenen Kindern warfen sie Pfefferkuchen und Bonbons zu, was die Freude und Jubel unendlich erhöhte. Die Arbeiter bekamen Freibier, Kuchen, und Semmeln mit Wurst. Das Vergnügen dauerte bis zur Dunkelstunde. Dann kehrte der Arbeiterzug unter Hochsang und Musik zum Schlosse zurück, dankte der Herrschaft in dreimaligem Lebehoch für die genossenen Freuden, wünschte ihr in einem religiösen Gesange „Gute Nacht“, und nachher begab sich ein jeder in seine Wohnung.

Nachrichten

der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde.

Sonnabend, den 13. August findet nachmittags um 3 ½ Uhr eine heimatkundliche Tagung der Groß Strehlitzer und Krappitzer Arbeitsgemeinschaft mit dem Gogoliner Lehrerverein in Mallnie statt. Hierbei werden vorgeschichtliche Grabstellen mit Inhalt und Beigaben auf dem Gräberselde von Chorulla durch Herrn Kurz vorgeführt. Mitglieder und Freunde unserer Arbeitsgemeinschaft werden um zahlreiches Erscheinen gebeten. Von Groß Strehlitz aus wird das Postauto um 10 ¾ Uhr vormittags benutzt. Treffpunkt in Gogolin bei Ruch um 1 Uhr. Den erforderlichen Urlaub für die Volksschullehrer wird der Leiter der Arbeitsgemeinschaft nachsuchen.

Die Jahrgänge 1925 und 1926

des Heimatblattes

Aus dem Chelmer Lande

sind in je einem geschmackvollen
Sammelbande erschienen.

:: :: Preis R.-Mk. 1.50 :: ::

Zu haben in

G. Hübners Buchhandlung,
Groß Strehlitz D.-S.

Nachdruck aller Original-Artikel „Aus dem Chelmer Lande“ nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.

Schriftleitung: Ernst Müde — Groß Strehlitz. Manuskripte und Zuschriften nur an die Schriftleitung.
Druck und Verlag von Georg Hübn er in Groß Strehlitz.